

Ihr bei einer Freundin, Baronin v. Effinger, verleben, ahnungslos, daß es der letzte war.

Sie starb, ehe mich der Sommer wieder in ihre Heimat führte. Aus dem Briefwechsel möchte ich nur einiges einem größeren Leserkreise zugänglich machen, so den ersten Brief vom März 1904, und einen über Gottfried Keller aus dem Jahre 1908.

Chalet Rischmatt bei Veltheim.

Station Wilbegg, den 2. März 1904.

Verehrte Frau!

Ihr brieflicher Freundesgruß hat die Schwester Conrad Ferdinands auf dem Umwege über Kilchberg am Zürchersee, in ihrem einsamen Häuschen im Naretal erreicht.

Und er hat sie, die heute wieder rings auf schneebedeckte Halben und Felser schaut — als ein Frühlingsgruß erfreut. Im Namen Ihres Lieblingsdichters, dem Ihr Gruß ja eigentlich gilt — und der auch mein „liebster“ Dichter ist, bringe ich Ihnen seinen und meinen Dank dafür. Was hat für den Dichter höheren Wert, und was könnte ihn auch heute noch, da er allem menschlichen Meinungsstreit und Wettbewerb längst enthoben ist, von irdischen Dingen mehr erfreuen, als das Bewußtsein, ich bin verstanden worden!? Die Bahn, die ich im Kampfe mit den dunklen und schweren Mächten im eigenen Wesen und in der Außenwelt ringend, zu öffnen suchte, hat sich aufgetan — sie ist zu einer leuchtenden Fährte geworden, auf der die Gedanken anderer mir nachfolgen; ins Reich des unvergänglich Schönen!

Für dies Verständnis unseres Dichters also, verehrte Frau, darf ich Ihnen wohl in seinem Namen herzlichen Dank sagen, wenn auf diesem geistigen Gebiete des Nehmens und Gebens überhaupt von „Dank“ geredet werden kann. Ihr geistlicher Tischnachbar in Klosters, lassen Sie mich's aufrichtig gestehen, hat Ihnen im Sommer 1898 doch wohl eine Enttäuschung erspart.

Mein liebster Bruder hat sich von seiner akuten Nervenkrankheit im Jahre 1892 nie bis zu dem Punkte wieder erholt, daß er geistigen Verkehr nach außen gesucht oder auch nur den entschiedenen Wunsch ausgesprochen hätte, alte liebe Beziehungen wieder anzuknüpfen. Er hatte viel gelitten und erschien unendlich gut und sanft, aber müde und gebrochen!

So beschränkte er sich, wenn er redete, auf die kurze, wunderbar ruhig und kühl ausgesprochene Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen und auf wenige seltene Gegenfragen. Es war als ob die Erinnerung ihn schmerzte.

Dazu kam die Mangelhaftigkeit seiner ihn um und um vor jeder Berührung mit seiner poetischen Vergangenheit behütenden Gattin, die den Grund seiner Erkrankung ausschließlich in der Ueberanstrengung seines Herzens durch dichterische Arbeit erblickte.

So hatte sogar ich, jedesmal wenn ich den Gesehenden zur Zeit, da er wieder in Kilchberg war, zu sehen verlangte, eine lange Wartezeit und mancherlei Widerstand zu erleiden, bis ich das liebe Angesicht endlich wieder sehen durfte.

Mir konnte das freilich genügen, denn wenn er auch wenig sagte, es sprach aus ihm immer dieselbe stille, rührende Liebe.

Dann aber im Herbst 1898 tritt auf einmal eine Wendung ein. Wie aus einem Traumzustande erwachte der Dichter ein paar Wochen vor seinem Tode zu neuem, geistigem Leben. Wie ein Auferstandener kam er mir vor, als ich ihn kurz vor seinem dreißigsten Geburtstag sehen durfte.

„Nun wird alles wieder gut!“ sagten wir uns, als wir uns zum Abschiede die Hand drückten. Und es wurde gut, wenn auch ganz anders, als ich gedacht hatte.

In einem schönen Novembertag, nachdem er eben aus seiner sonnigen Veranda ins Zimmer getreten war, kam leise und unerblickt die schnelle, die vollkommene Befreiung. Wieder sind seither sechs Jahre ins Land gegangen. Ich erreiche dieses Frühjahr die Lebensgrenze meines Bruders — ein für unsere kurzlebende Familie ausnahmsweise hohes Alter.

In Kilchberg, wo Sie, verehrte Frau, auch Paul von Deschwendens Bleistiftzeichnung des 12jährigen Conrad Meyer finden, ist mir eine liebe und liebenswürdige Nichte herangewachsen, die mich jedesmal, wenn ich sie wiedersehe, mehr an ihren Vater erinnert.

Wohl ist sie bis heute eine Reisenatur, und ich weiß nicht, ob Sie, wenn Sie nächsten Sommer Ihrem herzigen Töchterlein seiner „Nuttin“ grüne Ufern und die Gestade des silbernen glänzenden Zürchersees zeigen wollen, in Kilchberg Camilla Meyer zu Hause treffen werden.

Die Reise würde sich unter blauem Himmel in allen Fällen lohnen, schon um Ihrer lieblichen, jungen Begleiterin, unter der ich mir das Hauptinteresse Ihrer schönen Gegenwart und das Licht Ihrer Zukunft denke, für alle Zeiten eine freudige, jugendfrische Erinnerung zu wahren.

Ob Sie je mein Häuschen betreten, verehrte Frau, das weitab neben der Eisenbahn Bern-Zürich in einem stillen, verkehrslosen Seitental liegt, das weiß ich nicht. Ich darf es Ihnen nicht zumuten.

Ich schicke Ihnen heute sein photographisches Abbild, damit Sie wenigstens sehen, woher Gruß und Dank kommen, mit denen auf Ihre Zeilen antworten möchte

Ihre ergebene

Betsy Meyer.

(Schluß folgt.)

gilt das nur, soweit der Einfluß des Schulmeisters noch wirkt; aber wie ist es mit Blücher? Blücher ist bereits 1756 als Bierzehnjähriger in die schwedische Armee eingetreten, 1760 aber ist er von den Bellingischen Husaren gefangen genommen und in die preußische Armee eingereiht. Er hatte also 1813 bereits 53 Jahre der preußischen Armee angehört. Wäre es da nicht geradezu ein Wunder gewesen, wenn Blücher noch „Rostockisch“ und nicht vielmehr sozusagen „Preußisch“ (d. h. Berlinisch) gesprochen hätte? Daß es wirklich der Fall gewesen, ergibt sich einmal aus seinen Briefen und zweitens aus der Ueberlieferung. Für letztere verweise ich auf Fritz Reuters „Läuschen un Riemels“, Bd. 1 Nr. 64, „Von den ollen Blücher“, wo der Empfang Blüchers in Peterow köstlich geschildert wird. Hier läßt Reuter den alten Blücher das gemütliche Berlinisch sprechen, das mit dem heutigen näselnden „Gardeton“ nichts gemein hat. (Beiläufig will ich bemerken, daß ich schon mit manchem preußischen Gardeoffizier gesprochen habe, aber mich nicht erinnern kann, jemals ein F für G von einem gehört zu haben.) Reuter läßt ihn sagen: „Jeh man weck“, „lobt mir zu!“ usw. Dieses sich etwas gehenlassende Berlinisch paßt vortrefflich zu dem herrlichen Bilde, das Heinrich v. Treitschke von dem greisen Freiheitshelden entworfen hat, es ist durchaus kein störender Zug.

Hätte also Gerhart Hauptmann keine anderen Sünden in seinem Festspiel begangen, als daß er Blücher j statt g sprechen läßt, so hätte er diese mit Fritz Reuter, unserem großen platt-